



Manfred Böckl

Prophet der Finsternis

Leben und Visionen des Alois Irlmaier

SüdOst Verlag

Roman

Manfred Böckl

Prophet der Finsternis

Leben und Visionen des Alois Irlmaier

Manfred Böckl

Prophet der Finsternis

Leben und Visionen des Alois Irlmaier

SüdOst Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-86646-793-4

4. Auflage 2018

ISBN 978-3-86646-793-4

Alle Rechte vorbehalten!

© 2018 SüdOst Verlag in der

Battenberg Gietl Verlag GmbH, Regenstein

www.gietl-verlag.de

Inhalt

Prolog	
Galizien/Herbst 1916.....	7
Erstes Buch: Der Rutengänger	
(1899 – 1918).....	13
Der Feenstein.....	14
Die Ruine.....	34
Der Rutengänger.....	50
Der Weltkrieg.....	74
Zweites Buch: Die dunkle Madonna	
(1918 – 1939).....	99
Die Heimkehr.....	100
Die Schreckensnacht.....	124
Die dunkle Madonna.....	150
Die Schleiergestalten.....	171
Drittes Buch: Die Große Schauung	
(1939 – 1957).....	191
Die Bombennächte.....	192
Der visionäre Kriminalist.....	222
Die Große Schauung.....	243
Das Kesseltreiben.....	259
Epilog	
Freilassing/Frühsummer 1959.....	280
Anhang	
Die Prophezeiungen Alois Irlmaiers.....	284
Nachwort.....	296

PROLOG

Galizien/Herbst 1916

Die Waldlichtung am Nordrand der Karpaten hätte idyllisch wirken können, wären da nicht die zersplitterten Baumleichen und der beißende Pulverqualm gewesen, den der Wind von der unregelmäßig feuernden österreichischen Haubitzenbatterie ein Stück weiter hinten herantrieb. Hinzu kamen die fauligen Ausdünstungen der Schlammlöcher, die sich mit dem scharfen Gestank des Kordits mischten und ganze Wolken von Schmeißfliegen auszubrüten schienen. Außerdem war da das Orgeln der russischen Granaten, welche immer wieder über den Forst hinwegrauschten, um Sekunden später im rückwärtigen Frontabschnitt zu detonieren.

„Zur Hölle mit diesem verfluchten Galizien!“, knurrte einer der drei Soldaten, die auf ein paar leeren Munitionskisten am Rand der geschändeten Waldblöße hockten und soeben die letzten Reste Erbseneintopf aus ihren Kochgeschirren gekratzt hatten. Unbehaglich rieb er seinen schütterten Bart. „Ich hab’s im Urin, dass wir heute noch gewaltig Zunder kriegen werden!“

„Mal’ den Teufel nicht an die Wand!“, versetzte der Korporal neben ihm. „Seit dem Morgen ist’s ruhig hier vorne. Der Iwan deckt lediglich die Nachschublinien ein, und wenn du mich fragst, wird’s auch noch eine Weile so bleiben.“ Der Unteroffizier wandte sich dem dritten Mann zu: einem Gefreiten mit scharf ausgeprägter Nase, kantigem Kinn, schmalen Lippen und ungewöhnlich dunklen, fast schwarzen Augen. „Oder was meinst du, Irlmaier?“

Der Gefreite setzte zu einer Antwort an, unterbrach sich aber, weil erneut mehrere großkalibrige russische Geschosse über das Waldstück heulten und fast gleichzeitig auch die Haubitzen feuerten. Erst als der Lärm wieder abflachte, entgegnete er kurz angebunden im oberbayerischen Idiom: „Weiß ich’s? Ich weiß bloß eines: Der Krieg ist ein Wahnsinn!“

Die beiden anderen Uniformierten nickten, dann zog der Korporal einen Fetzen Zeitungspapier und ein Päckchen Tabak aus der Tasche. Während der Machorka – er stammte aus dem Brotbeutel eines gefallenen Kosaken – auf das Papier rieselte, las der Unteroffizier murmelnd einige Zeilen aus dem deutschen Heeresbericht vor: „Im Westen nichts Neues! Materialschlacht an der Somme dauert an, dennoch gibt sich der Chef des Generalstabes, General Falkenhayn, zuversichtlich ...“

„Ganz genau die gleiche Soße wie hier im Osten“, unterbrach der Bärtige. „Die Chargierten spucken große Töne, und wir Grabenschweine können im Dreck verrecken!“

„Wär’s dir lieber, die Russen würden zu einer weiteren Offensive antreten?“ Geschickt rollte der Korporal seine Zigarette, dann setzte er hinzu: „So wie vor vier Monaten, Anfang Juni, als der Iwan um ein Haar den gesamten Südabschnitt der Front überrannt hätte und mehr als dreihunderttausend Gefangene machte, ehe wir ihn mit Mühe und Not wieder zum Stehen bringen konnten! – Nein, da ist’s immer noch besser, es bleibt beim Stellungskrieg; wenn’s sein muss, den ganzen Winter hindurch und bis ins neue Jahr 1917 hinein.“

„Weihnachten in Galizien! Das hat uns gerade noch gefehlt!“ Der Infanterist, der zwischen dem Gefreiten und dem Unteroffizier saß, griff nach seinem Kochgeschirr und hängte es ans Koppel. „Stille Nacht zwischen Juden, Polacken und Ukrainern in einem dieser verlausten Dörfer, sofern wir überhaupt ein Ruhequartier von innen sehen werden!“ Abrupt stand er auf und marschierte quer über die Lichtung davon: auf einen der Unterstände zu, die sich unmittelbar hinter den Schützengraben in regelmäßigen Abständen über das morastige Gelände verteilten.

„Dabei hatten wir geglaubt, der Krieg wäre in ein paar Monaten vorbei, als wir Anno vierzehn ins Feld rückten“, murmelte der Korporal. „Und jetzt sind’s schon gut zwei Jahre, dass wir hier draußen ...“

Er erstarrte, im nächsten Moment kam sein entsetzter Schrei: „Achtung! Feuerüberfall!“

Unmittelbar darauf gellte der Warnruf Irlmaiers zu dem Bärtigen hinüber, der inzwischen etwa zwanzig Schritte entfernt war: „Weg, Richard! Du rennst direkt in die ...“

Der Rest ging in einem ohrenbetäubenden Heulen unter; einen Herzschlag später explodierte die Granate genau neben dem Infanteristen. Die Detonation schleuderte eine Schlammfontäne und blutige Fleischfetzen gen Himmel; gleichzeitig brachte die ungeheure Druckwelle den Gefreiten und den Unteroffizier zu Fall.

Taumelnd kamen die beiden Soldaten wieder auf die Beine und hasteten auf den nächstgelegenen Bunker zu, während nun abermals eine Salve der schweren russischen Geschosse heranorgelte. Auch diesmal gab es Tote und Verwundete; Irlmaier und der Korporal jedoch schafften es mit knapper Not, den Unterstand zu erreichen.

Der Gefreite voran, hechteten sie ins Innere des Erdbunkers, prallten dort gegen die Leiber anderer Uniformierter. Einige keuchende Atemzüge lang blieben sie wie gelähmt liegen; dann trieb ein gurgelnder Todesschrei, der von draußen hereindrang, sie zur hinteren Wand des Unterstandes. Zusammengekauert drückten sie sich dort gegen den glitschigen Lehm und hofften, der Bunker würde ihnen auch diesmal den Schutz bieten, den sie zum Überleben benötigten.

Nach ein paar Minuten, die dem zweiundzwanzigjährigen Alois Irlmaier wie eine Ewigkeit erschienen, sah es tatsächlich so aus, als sei das Schlimmste überstanden. Die Granateinschläge entfernten sich; das Feuer schien sich jetzt auf einen benachbarten Frontabschnitt zu konzentrieren.

„Verdammt, das war knapp!“, stieß der Unteroffizier atemlos hervor. Er erhob sich aus seiner knienden Stellung, rutschte aus, fand Halt an einer der Balkenverstrebenungen des Unterstandes und reichte dann dem Gefreiten die Hand, um ihm ebenfalls auf die Beine zu helfen. Auch die vier Soldaten, die sich bereits zuvor im Erdbunker aufgehalten hatten, lösten sich aus ihrer Erstarrung. Einer von ihnen, der am Uniformärmel eine Rot-Kreuz-Binde trug, stolperte fluchend

zum Ausgang, durch den das Brüllen der Verletzten und die hektischen Rufe nach Sanitätern hereindrangen.

„Der Richard ... Ich habe ihn nicht mehr rechtzeitig warnen können!“ Fassungslos keuchte Alois Irlmaier die Worte heraus, umklammerte dabei den Unterarm des Korporals.

„Keiner hätte es gekonnt!“ Unwillig versuchte der andere, die Hand des Gefreiten abzuschütteln. Als der Zweiundzwanzigjährige seinen Griff nicht lockerte, schnauzte der Unteroffizier: „Reiß dich zusammen, Mann!“

„Nein!“ Der Schrei Irlmaiers ließ den Korporal zusammenfahren – aber der zutiefst erschrockene Ausruf galt nicht ihm, sondern dem Sanitätssoldaten, dessen Gestalt sich jetzt als scharf umrissene Silhouette direkt im Bunkereingang abzeichnete. Fast im selben Augenblick schlug mit infernalischem Heulen erneut eine Granate ein. Purpurrot glühende Lohe umhüllte den Sanitäter gleich einer blasphemischen Aura; einen Sekundenbruchteil später war dort, wo der Mann eben noch gestanden hatte, nur noch brodelnde Schwärze: ein Aufbäumen und Bersten der Erde, das eine Lawine aus Lehmbrocken, Gestein und Balkentrümmern in den Unterstand schleuderte.

Alois Irlmaier hatte das Gefühl, als presse ein ungeheuerlicher Hieb ihm die Luft aus den Lungen; noch während der fürchterliche Schlag ihm den Atem raubte, schienen die tonnenschweren Massen des zusammenbrechenden Bunkers ihm das Fleisch von den Knochen zu reißen und sein Gebein zu zermalmern. Etwas Hartes traf seinen Schädel; der letzte Gedanke, den der Gefreite zu fassen vermochte, war zugleich der grauenhafteste seines kaum mehr als zwanzigjährigen Daseins: Verschüttet! Bei lebendigem Leibe begraben!

Irgendwann, nach Minuten oder Stunden, kehrte das Bewusstsein des jungen Soldaten zurück – und mit der Erinnerung an den Volltreffer auf den Unterstand kam jäh die Panik. Der zerschlagene Körper verspannte sich, versuchte gegen die grausame Last, die ihn zu zerquetschen drohte, anzukämpfen. Als Alois Irlmaier begriff, dass dies unmöglich war und er noch nicht einmal frei durchatmen konn-

te, brach ihm eiskalter Schweiß aus. Die salzige Flüssigkeit biss in seine Augen, brannte dort bald unerträglich und bewirkte zuletzt eine Kraftanstrengung, die aus äußerster Verzweiflung geboren war. Die Adern an Stirn und Hals des Gefreiten drohten zu platzen; dann gelang es ihm, den Kopf um einige Zentimeter zu drehen.

Blut rieselte über sein Gesicht; der warme Dunst mischte sich mit dem bitteren Geruch verbrannten Holzes: eines Balkens, der sich zwischen Wange und Schulter Irlmaiers durch Lehm und Steintrümmer gerammt und dabei einen Hohlraum gebildet hatte. Der Spalt war nur schmal, doch durch eine weitere übermenschliche Anstrengung schaffte der Verschüttete es, Mund und Nase dorthin zu bringen. Fieberhaft rang er nach Luft; nach wie vor erlaubte der Druck, der seine Rippen einschnürte, nur qualvoll flache Atemzüge – aber plötzlich fühlte der Gefreite das kaum wahrnehmbare Fächeln, das über seine Haut strich. Mit seinem ganzen Sein konzentrierte er sich auf den dünnen Sauerstoffstrom, saugte ihn in sich ein; nach einer Weile klärte sich sein Denken.

Er machte sich die Lage seiner Gliedmaßen bewusst; stellte fest, dass er zusammengekrümmt begraben war: in ähnlicher Stellung wie ein Ungeborenes im Mutterleib. Für einen Moment glaubte er, sich des Weichen und Behütenden zu entsinnen, das ihn einstmals, in seinem frühesten körperlichen Werden, umhüllt hatte. Um so schlimmer empfand er gleich darauf wieder die Realität des zusammengeschossenen Bunkers, der für ihn und die anderen, von denen kein Lebenszeichen mehr kam, zur mörderischen Falle geworden war.

Todesangst und manchmal ein kurz aufflackerndes irrationales Gefühl des Geborgenseins wechselten während der folgenden Stunden ab; während der vielen Stunden, die sich zu lichtlosen Ewigkeiten dehnten. Anfangs fluteten noch Schmerzwellen durch sein teils panisches, teils schon betäubtes Hinundhergerissensein; später schienen ihm die Beine, der Rumpf, die Arme und der Brustkorb abzusterben. Zuletzt blieb allein der kaum spürbare Luftstrom, der ihn fadendünn mit dem irdischen Dasein verband; eine zitternde Nabelschnur, welche aus dem verborgenen Geäder der Erde direkt in sein Gehirn reichte.

Wieder verstrich Zeit: Sekundenbruchteile und Ewigkeiten, die nach gewöhnlichen Maßstäben nicht länger messbar waren. Der zwischen Steintrümmern, Lehm und Balken eingequetschte Klumpen aus menschlichem Fleisch und zerfetztem Uniformtuch gab jetzt kein Lebenszeichen mehr von sich. In der Psyche des Verschütteten jedoch veränderte sich im Verlauf der unsäglichen Tortur etwas. Alles, was das wahre Sein des Agonierenden ausmachte, konzentrierte sich nun, wie von langsam sich wiegenden Wellen getragen, auf einen winzigen und zugleich grenzenlosen Punkt sehr tief in seinem Gehirn. Und von dort aus erfolgte irgendwann so etwas wie ein Ausbruch auf höherer mentaler Ebene, der ihn befreite.

Er erblickte die geschändete Waldlichtung und sah die frischen Granattrichter neben den alten Schlammlöchern. Er erkannte die Gefallenen seiner eigenen Einheit, zusätzlich aber weiter vorne im Stacheldrahtverhau die Leichen in den feindlichen Uniformen, die vor dem Feuerüberfall noch nicht dagewesen waren. Die Blöße im Forst lag jetzt menschenleer da, in der Ferne allerdings wurde heftig gekämpft. Dort hingen Rauchwolken über dem Boden, explodierten Schrapnells – und dies alles spielte sich unter einer Sonne ab, die sich widernatürlich schnell über einen in wechselnden Farben changierenden Himmel bewegte.

Dann, als die Schatten länger wurden und Dämmerung den Horizont verschattete, lösten die Konturen des Frontabschnittes sich auf und wurden zu flutendem Nebel. Einen Lidschlag später – der Gefreite schien plötzlich hoch über der galizischen Erde zu schweben – verwichen die tief unten liegenden Bergkämme der Nordkarpaten im samtig fließenden Dunst. Eine andere Landschaft nahm Konturen an: höhere Gebirgsschroffen unter jetzt wieder strahlend blauem Firmament, dazwischen sanfte, von Wäldern umsäumte Weideflächen; dann und wann ein Dorf mit behäbigen Bauernhöfen, die sich um eine barocke Kirche gruppierten.

Und nun, in seiner tiefen Bewusstlosigkeit, bewegte der lebendig Begrabene die Lippen und formte mühsam ein Wort: „Scharam ...“

Erstes Buch

DER RUTENGÄNGER

(1899 – 1918)

Der Feenstein

Die Wallfahrtskirche war sein Ziel: der Barockbau von Maria Eck mit seinem Zwiebelturm, der runden Apsis und der vorgesetzten kleinen Kapelle, welcher sich auf dem höchsten Punkt des Moränenhügels über dem oberbayerischen Dorf Scharam erhob. Mit glänzenden Augen rannte der Fünfjährige über eine ausgedehnte, von einem Gatterzaun umgebene Rinderweide in Richtung auf den Sakralbau. Er verschmähte den geschotterten Pfad, der sich ein wenig weiter rechts schlängelte; vielmehr hastete er direkt auf einen Findlingsstein zu, welcher ein paar Dutzend Schritte unterhalb des Kirchenschiffes aus der hier steil abfallenden Hangmatte ragte. Atemlos erreichte er den Felsblock, zögerte kurz und streckte dann die Hand aus, um ihn zu berühren.

Nach einer Weile bewog ihn etwas, sich mit seinem ganzen Körper an den Menhir zu lehnen. Weil die Kühle und Ruhe des Steins ihn auf seltsame Weise zu behüten schien, vergaß er vorübergehend auf den Sakralbau und ließ den Blick wandern. Ihm zu Füßen lag der Einödhof seiner Eltern; jenseits des Anwesens und tiefer im Tal reihten sich in etwa einer Viertelstunde Entfernung die Höfe des Weilers entlang der Landstraße auf. Dahinter öffnete sich der Talboden ins leicht gewellte Voralpenland hinaus; ganz fern im Nordwesten erkannte der Bub mit den ungewöhnlich dunklen Pupillen die graublauen Fluten des Chiemsees. Er erinnerte sich daran, was die Großmutter ihm erst kürzlich über das Gewässer erzählt hatte, und murmelte: „Drei Inseln hat's dort, auf der größten steht das Königsschloss ...“ Kaum hatte er das geheimnisvolle letzte Wort ausgesprochen, fiel ihm ein: „Und ein anderer mit einer Krone schläft schon seit tausend Jahren drüben im Untersberg ...“

Der Fünfjährige löste sich ein wenig von dem Findling, damit er nach Südosten schauen konnte, wo die Flanken und Grate der Salzburger Alpen an diesem sonnigen Spätvormittag scheinbar zum Greifen nahe waren. Zwar vermochte er den Untersberg nicht zweifelsfrei

auszumachen, aber er war sich völlig sicher, dass jener Kaiser Barbarossa, von dem die Ahne ihm ebenfalls berichtet hatte, tatsächlich irgendwo dort im Gefels verborgen sein musste: ein urgrauer Alter, dessen silberweißer Bart bereits mehrmals um den Tisch gewachsen war, an dem der Gekrönte schlummerte. „Und die Raben, die um den Berg fliegen, werden ihn eines Tages wieder aufwecken“, flüsterte der Bub; gleich darauf packte ihn der Übermut. Er begann, mit den Armen zu schlagen und um den Menhir zu tanzen: war in seiner Phantasie jetzt selbst zu einem der großen schwarzen Vögel geworden.

Mehrmals hintereinander umkreiste er den erratischen Block – unvermittelt hatte er das Gefühl, wirklich zu schweben. Es war, als würde etwas sich von ihm lösen und den erdverhafteten Teil seines Ich schwerelos umwirbeln. Gleichzeitig lief ein halb schmerzliches, halb beglückendes Prickeln durch seine Gliedmaßen: stieg von den Zehen über die Füße, Waden und Schenkel hoch, bis es seinen ganzen Leib erfasst hatte und ihn wie Espenlaub zittern ließ. Nachdem er seine erste Verblüffung überwunden hatte, genoss er das nie zuvor gekannte Gefühl. Reglos stand er jetzt da; dennoch schwirrte dieses Feine, das mit seinem Körper verbunden war, noch immer um den Menhir. Die unsichtbare Kraft, die das Wunder auslöste, schien aus dem risigen Felsblock, aber ebenso aus der von einem dünnen Moostepich bedeckten Erde zu strömen – und im selben Augenblick, da dem Buben dies bewusst wurde, meinte er, ein Rauschen zu vernehmen, das aus unergründlicher Tiefe heraufdrang.

Ehe er freilich dem Rätsel nachzuspüren vermochte, kam die Ernüchterung. Eine ungehaltene Frauenstimme ließ ihn zusammenzucken: „Wie oft hab’ ich dir’s schon gesagt, dass du nicht allein auf den Berg laufen sollst, Loisl!“

Hastig trat der Fünfjährige ein paar Schritte vom Findlingsstein weg; ein letzter Schauer schüttelte ihn, dann war nur noch ein taubes, sich blitzschnell verflüchtigendes Ziehen in seinen Gliedmaßen. Mit verkniffenen Lippen und trotzig vorgerecktem Kinn blickte er

Theresia, der Magd auf dem elterlichen Anwesen, entgegen, die den Hang heraufhastete. Ehe sie zu einer weiteren Schelte ansetzen konnte, erinnerte er sich an die Wallfahrtskirche, die ursprünglich sein Ziel gewesen war. „Ich hab’ bloß nach Maria Eck gewollt!“, verteidigte er sich. „Zur Muttergottes beten, so wie es auch die Großmutter jeden Tag tut ...“

„Sie geht zur Vesperzeit und nicht unmittelbar vor dem Mittagessen, das weißt du genau!“, versetzte die junge Frau mit der gerafften Leinenschürze über dem dunkelblauen Kittel, doch ihr Tonfall klang jetzt weniger schroff. Dann, während sie die letzten Schritte bis zu ihm zurücklegte, fügte sie versöhnlich hinzu: „Kannst die Madonna ja heute ein andermal zusammen mit der Oma besuchen. – So, und jetzt beeil dich, sonst wird der Apfelstrudel kalt, bis wir unten auf dem Hof sind.“

Kaum hatte die Dienstmagd seine Leibspeise erwähnt, leuchteten die Augen des Fünfjährigen auf. Er vergaß, was er im Bannkreis des Menhirs erlebt hatte, griff nach der Hand Theresias und zog sie mit sich. Wenig später erreichten sie den Einödhof; gerade noch rechtzeitig, ehe vom Turm der Wallfahrtskirche das Zwölfuhrläuten einsetzte und seinen Widerhall drüben in Siegsdorf fand.

Die anderen waren bereits um den großen Tisch in der Wohnküche des Bruckthaler-Anwesens, wie der seit vielen Generationen überkommene Hofname lautete, versammelt. Im Herrgottswinkel, unter dem mit Palmzweigen geschmückten Kruzifix und dem bunt bedruckten Abreißkalender, der das Datum des 12. August 1899 zeigte, saß der vierzigjährige Bauer Alois Irlmaier. Seine fünfunddreißigjährige Gattin Anna hatte ihren Platz neben ihm, aber ums Tischeck herum: dem mächtigen gemauerten Herd zu. An der gekalkten Wand ihr gegenüber hockten die Großeltern des fünfjährigen Loisl; das Austragspaar, welches das Zuhause draußen auf dem Hofplatz bewohnte, doch zu den Mahlzeiten gewöhnlich in die Küchenecke herüberkam. Ganz unten an der einfachen Tafel schließlich standen die Schemel für das Gesinde: den Stallknecht und die Magd,

die sich jetzt hastig setzte. Der Bub wiederum drückte sich an der Seite seiner Mutter auf die Bank und beeilte sich, fromm die Hände zu falten, um so den drohenden Tadel des Vaters womöglich abzuwenden.

Tatsächlich schoss der Bauer zwar einen scharfen Blick auf seinen Sprössling, besann sich dann aber und begann, das Vaterunser zu murmeln. Sein Weib und die Übrigen fielen ein; kaum war das „Amen“ verklungen, schurrt von allen Seiten die Teller auf die in der Tischmitte stehende gusseiserne Strudelform zu. In festgelegter Abfolge teilte Anna Irlmaier die nach Äpfeln und Zimt duftenden He-feteigschnitten aus. Ihr Gemahl kam als Erster an die Reihe, danach die Alten, der Bub und die Dienstboten; ganz zuletzt dachte die Bäuerin auch an sich.

Für eine Weile waren in der Wohnküche einzig die Essgeräusche zu vernehmen. Schließlich legte der Hofbesitzer die Gabel weg und lehnte sich zurück; augenblicklich erhoben sich auf dieses Zeichen hin die Magd und der Knecht und verließen den Raum, um draußen wieder an ihr Tagewerk zu gehen. Die Bäuerin räumte das Geschirr ab und begann, am Spülstein zu hantieren; die Großeltern und der fünfjährige Loisl hingegen blieben, während der Bauer nun nach der Zeitung griff, noch sitzen.

Zunächst las Alois Irlmaier, die dunklen Brauen angestrengt zusammengekniffen, lautlos. Erst als sein betagter Vater sich auffordernd räusperte, zitierte er aus dem Journal: „Bereits fünfzehn Motorwagen in der Residenzstadt in Gebrauch! Nachdem schon im April des gegenwärtigen Jahres das Münchner Brüderpaar Daniel und Hermann Beissbarth, welches in der Thierschstraße eine Faktorei betreibt, ein Wartburg-Automobil erwarb und damit in der königlich-bayerischen Metropole ein Zeichen für die unaufhaltsam heraufdämmernde neue Zeit setzte, haben sich mittlerweile weitere vierzehn Bürger dazu entschlossen, einen Motorwagen zu kaufen. Aus Hofkreisen freilich verlautet, dass Seine Königliche Hoheit, Prinzregent Luitpold, sich abfällig über die Benzinkutschen geäußert und erklärt

habe, niemals von den Kaleschen des Wittelsbachischen Marstalles lassen zu wollen ...“

„Recht hat der Prinzregent! Teufelszeug ist's, was sie da erfunden haben!“, räsionierte der grauhaarige Austragsbauer.

„Der Kapuziner, der vergangene Woche in Maria Eck die Bußpredigt gehalten hat, meinte sogar, es könnte deswegen ein göttliches Strafgericht über unser Land kommen!“, fiel die Großmutter ein.

„So schlimm wird's nicht gleich werden“, versetzte der Besitzer des Bruckthaler-Hofes. „Eher schon“, sein schwieliger Zeigefinger tippte auf einen anderen Artikel, „fliegen in Südafrika bald die Fetzen ...“

„Die Buren?“, schnappte der Alte. „Zeigen sie's den Engländern jetzt endlich?“

„Es schaut ganz nach einem Krieg aus“, bestätigte der Bauer. „Der burische Generalkommandant Krüger hat im Oranje-Freistaat und in Transvaal Milizarmeen aufgestellt und soll zum Losschlagen bereit sein. Andererseits sind eine Reihe britischer Regimenter in der Natal-Provinz gelandet und haben die ständigen Garnisonen dort verstärkt, so dass es vielleicht wirklich nur noch eine Frage von Wochen ist, bis es auf dem Schwarzen Erdteil zum Blutvergießen kommt.“

„Ich hätte nichts dagegen, wenn die Engländer einmal das Laufen lernen müssten!“, feixte der Austräger. „Überall auf der Welt haben sie ihre Kolonien, ums Verrecken kriegen sie den Rachen nicht voll ...“

„Wir Deutschen sind nicht viel besser“, unterbrach ihn sein Sohn. „Ich frage mich, was wir in Südwest- und Ostafrika, Togo, Kamerun, Neuguinea oder auf den Marshallinseln zu suchen haben? Und letztes Jahr hat sogar noch ein Teil von China preußisch werden müssen, weil der Kaiser Wilhelm in Berlin sich einbildet, er müsste es den Briten gleichtun. – Manchmal kommt's mir ganz so vor, als seien unsere Fürsten seit der Reichsgründung Anno einundsiebzig großwahn-sinnig geworden!“

„Gescheiter wär's allemal gewesen, wir Bayern wären selbständig geblieben und hätten uns nicht mit den Preußen eingelassen“,

stimmte der Grauhaarige zu. „Und was die Chinesen angeht, gebe ich dir auch recht. Bei denen hätten wir wirklich keine Kolonie gründen müssen.“

„Aber wir Kleinen dürfen halt leider nicht mitreden, wenn es um die große Politik geht“, beendete der Hofbesitzer, während seine Mutter abgeklärt dazu nickte, das Gespräch. Er legte die Zeitung beiseite und wandte sich Loisl zu: „Auf der Waldweide hinter Maria Eck muss ein Stück Zaun repariert werden. Gehst du mit hinauf und hilfst mir dabei?“

„Ja, das tu' ich gern“, erwiderte der Fünfjährige freudig.

„Bist ein braver Bub“, lobte ihn seine Großmutter, griff über den Tisch und tätschelte zärtlich seine Hand.

Wenig später marschierten der Einödbauer und sein Sohn los. Der Erwachsene schleppte den Werkzeugkasten; Loisl trug den Zaundraht, mit dessen Hilfe sie das morsch gewordene Stück der Koppelfriedung ausflicken wollten. Das erste Wegstück blieb der Bub brav auf dem geschotterten Pfad, der zur Wallfahrtskirche führte. Im oberen Drittel des Hanges jedoch schien ihn plötzlich der Rappel zu packen. Ehe sein Vater ihn zurückhalten konnte, rannte er querfeld-ein davon: auf den Findlingsstein zu, wo er kurz vor dem Mittagsläuten sein seltsames Erlebnis gehabt hatte.

Jetzt, da er ihn abermals vor Augen hatte, zog ihn der Menhir mit unwiderstehlicher Macht an. Er achtete nicht auf die Rufe des Bauern, hetzte wie besessen über die Hangmatte – und ein paar Schritte vor dem Felsblock spürte er erneut das halb beglückende, halb peinigende Prickeln, das seinen Körper durchströmte. Dann aber, im selben Moment, da er den Stein berührte, kam der Schock. Etwas, das gleichermaßen siedendheiß und eiskalt war, durchzuckte ihn schmerzhaft. Die Linke, in der er den dünnen Draht hielt, begann konvulsivisch zu zittern; zwei, drei geagte Herzschläge später war der ganze Arm verkrampft und trommelte rhythmisch gegen seinen Leib.

bereits
über 9000
verkaufte
Exemplare!

Der bayerische Hellseher und Rutengänger Alois Irlmaier (1894 – 1959) war einer der bedeutendsten europäischen Propheten des 20. Jahrhunderts.

Im Ersten Weltkrieg wurde er in einem Bunker verschüttet. Drei Tage und Nächte schwebte er zwischen Leben und Tod und hatte in dieser Zeit erste Visionen.

Im Zweiten Weltkrieg brachten ihm viele tausend Menschen Fotos von ihren Angehörigen an der Front. Und wenn Irlmaier diese Soldatenbilder betrachtete, konnte er genaue und stets zutreffende Angaben über das Schicksal des betreffenden Soldaten machen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg trug Alois Irlmaier dank seiner Sehergabe entscheidend dazu bei, eine ganze Reihe spektakulärer Kriminalfälle zu lösen; Fälle, bei denen die Polizei aus eigener Kraft nicht weitergekommen war.

In seinen letzten Lebensjahren schließlich hatte Irlmaier Visionen, die offenbar bis weit ins 21. Jahrhundert reichen. Unter anderem erschaute er einen Papstmord und den Zusammenbruch der katholischen Kirche, einen weltweiten Nuklearkrieg und außerdem verheerende Klimaveränderungen in Europa.

Im vorliegenden Roman gelingt dem Autor eine packende Schilderung des Lebens und der Visionen von Alois Irlmaier; zudem gibt Manfred Böckl tiefe Einblicke in die Geheimnisse des Paranormalen.

Der Anhangteil des Buches enthält sämtliche Prophezeiungen Alois Irlmaiers.

Heimat
battenberg
gietl verlag

SüdOst Verlag

ist eine Marke der
Battenberg Gietl Verlag GmbH

9 783866 467934 16,90 € [D]